

Patientin Nummer zwanzig.

Von Th. Kaudahl. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Ahea Sternberg.

Der Arzt hatte seine letzte Abendrunde gemacht; ich drehte das Gas herab und ordnete die Patientinnen zur Nachtruhe. Da klangen durch den Korridor hastige Schritte, mit einem Rud wurde die Thür nochmals aufgeschoben, und Doktor Fuller brachte für das einzige noch leere Bett in letzter Stunde noch eine Patientin, von Schwester Jazille begleitet.

Mrs. Thomas, stellte er sie vor. Ich verneigte mich, doch die elegante junge Dame blühte mit ihren großen kohlschwarzen Augen nur kumpf vor sich hin.

Ein kleiner Schlaftrunk, Schwester Jazille, sonst zunächst nichts, ich komme morgen, erste Runde. Gute Nacht. Der Arzt ging, und Schwester Jazille und ich begannen, den neuen Ankommling zu entkleiden. Sie war oben bis unten tollbar angezogen, mit schwarzer Seide und feiner Wäsche mit einem großen in weißer Seide geschickten „Liljan“.

Während des Ausziehens verfiel sie sich ruhig und still, aber als ich ihr ein Pompadour aus der Hand nehmen wollte, umklammerte sie es trampfhaft und sah mich herausfordernd in's Gesicht.

Da es galt, die Patientin nicht aufzuregen, ließ ich es ihr, auch als sie in's Bett ging.

„Arme junge Frau,“ sagte Schwester Jazille, „sie soll oben im Hotel, wo sie logierte, ganz plötzlich einen Anfall bekommen haben, sie hat da geschrien und getobt und Glas und Geschirr zum Fenster hinausgeworfen. Sollen Sie Hilfe gebrauchen, Schwester Jazille, so bin ich hier nebenan.“

„Leise näherte ich mich Mrs. Thomas Bett und reichte ihr den Schlaftrunk. Sie hob den Kopf und nahm ihn geforsam, während ihre schwarzen Augen in geheimnißvoll und forschend in die meinen blickten.“

Als ich mich aber abwandte, bemerkte ich, daß sie sich über den Bettende beugte und den Schlaftrunk in den Spundnapf spie. Schnell eilte ich zu ihr, fand sie jedoch mit geschlossenen Augen ruhig auf dem Rücken liegen und ließ sie gewähren.

Endlich schloß ich mich in meinem Stuhl zurecht, um ein wenig zu ruhen. Das Gas ätzte einträufelnd über meinem Kopf, alles war still um mich her, ich rierte unwillkürlich ein.

„Blödsinnig höre ich meinen Namen flüstern, ganz leise, fast nicht zu hören.“

„Schweher Jazille!“ Ich richtete mich empor und lauschte. Da noch einmal: „Schweher Jazille!“ Die Stimme kam von Nummer zwanzig.

Ich stand auf und eilte zu ihr. Da erhob sich Mrs. Thomas langsam aus den Kissen und betrachtete mich wieder mit ihren durchdringenden Blicken.

„Kommen Sie näher, Schwester Jazille!“ Sie sagte sie nun mit völlig bereicherter Stimme. „Ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

Ich glaubte, die Patientin stehe wieder vor einem Anfall und faßte den Knopf der elektrischen Leitung, deren Seil so lang war, daß man läuten konnte, wo immer man sich im Zimmer befand.

„Lassen Sie nur den Knopf los, Schwester,“ sagte sie ruhig, „ich will nichts Böses thun.“

Doch ich behielt den Knopf in der Schürzentasche und wartete nun auf das, was sie mir zu sagen hätte.

„Schweher Jazille,“ sagte sie mit weicher bittender Stimme, „Schweher Jazille, tann ich mich auf Sie verlassen?“

„Ja, das können Sie,“ antwortete ich bestimmt. Sie dachte einen Augenblick nach, dann sprach sie, meine Hand fest drückend: „Ich vertraue Ihnen und sage Ihnen Dank, innigen Dank!“

„Also ja, wissen Sie, Schwester, ich bin keineswegs krank und habe hier eigentlich nichts zu suchen!“

Ich lächelte misstrauisch. Hundert Patientinnen hatten mir dasselbe schon vor ihr erzählt.

„Das Ganze ist nur eine List. Ich werde nämlich von Verwandten verfolgt, die einer Erbschaft wegen gern meiner habhaft werden wollen. Als ich merkte, daß sie mir auf den Fersen waren, fingirte ich diesen Anfall, um auf diese Weise von den Leuten im Hotel gefast und hierher geführt zu werden — so entkühlte ich meinen Verfolger! Ja, ich sehe an Ihrem Gesicht Schwester, daß Sie mir nicht glauben, aber ich sage die Wahrheit, so gewiß, wie es einen Gott über uns im Himmel gibt!“

„Es gibt ja doch eine Polizei, Geseß und Recht im Lande,“ sagte ich abweichend. „Sehr richtig, aber ich hatte stets ein Grauen davor, mich in irgend einer Angelegenheit mit der Polizei in Verbindung zu setzen. Und übrigens — was kann es Ihnen schaden, wenn Sie mir helfen? Ich fordere ja nur von Ihnen, daß Sie schweigen, und ich werde ihr Schweigen fürstlich zu bezahlen wissen!“

Sie zog aus ihrem Pompadour einen Hundertkronechein und drückte ihn in meine Hand.

Es ist natürlich verlockend für eine arme Schwester, soviel Geld auf einmal zu besitzen — besonders wenn man, ohne sein Gewissen zu belasten, damit einem Bruder, der am Nöthigsten Mangel leidet, dienen und obendrein noch eine arme unglückliche Frau aus Angst und Gefahr erretten kann.

Ich nahm den Schein und versprach zu schweigen, solange mein Gewissen es erlauben würde. Sie dankte mit einem warmen Blick und legte sich wieder zur Ruhe.

Während der nächsten Tage spielte sie ihre Rolle als apathische, stumpfe Patientin ganz meisterhaft. Die Ärzte erklärten sie für unheilbar und sie sollte demnächst der Abtheilung für unheilbare Kranke übergeben werden. Eines Abends, kurz ehe ich meinen Nachtbesuch anzutreten hatte, kam ich in's Bureau, um meinen Bericht zu erstatten. Da zeigte mir der Professor ein Telegramm, das soeben für Mrs. Thomas angekommen war.

Es war Mittags aus London abgesandt und enthielt nur die Worte: „Es brennt!“

Sofort vermuthete ich, daß es eine geheime Warnung für meinen Schützling enthielt.

„Ich halte es für das Beste,“ sagte der Professor, „der Patientin das Telegramm nicht zu geben, es könnte sie leicht aufregen.“

Er winkte mit der Hand, und ich ging. Während des ganzen Weges nach dem Krankensaal zerbrach ich mir den Kopf darüber, ob Mrs. Thomas den Inhalt dieses Telegramms mittheilen sollte oder nicht.

Ich löste die Frage, indem ich die maassigen Worte murmelte: „Es brennt“, während ich an ihrem Bett vorüberging.

Da erhob sie sich zur Hälfte aus den Kissen, ihre Augen blühten und sie ballte die Hände, daß es in den Gelenken knackte. Ich that, als ob ich es nicht sehe und traf meine Vorbereitungen zur Nacht.

Als ich mich in meinem Stuhl zur Ruhe setzte, rief sie meinen Namen. Mit einem eraltirten Ausdruck im Gesicht sah die Patientin aufgerichtet im Bett.

„Schweher Jazille,“ sagte sie ganz erregt, „das Wasser hier schmeckt so merkwürdig, ich bin sicher, man hat Gift hineingethan, um mich zu tödten.“

„Unfinn,“ sagte ich lächelnd. „Sie sollen sehen, daß ich es trinke,“ und so nahm ich einen Schluck.

„Sie kosten nur,“ sagte sie, „ich möchte schwören, daß Sie nicht wagen würden, das Glas auszuräumen.“

Um sie zu beruhigen, leerte ich das Glas in einem Zuge.

„So, da sehen Sie's,“ sagte ich lächelnd. „Nun werde ich Ihnen das Glas wieder aus Ihrer Karaffe füllen.“

„Nein, danke,“ sagte sie verdrüsslich und drehte sich auf die andere Seite, „nun habe ich mal den Gedanken gefast —“

Ich setzte mich wieder in meinen Stuhl, glaubte nun aber auch, einen merkwürdig süßlichen Geschmack auf der Zunge zu haben. Doch ich mußte über mich selbst lächeln, denn ich hatte ja gesehen, daß die Wärterin frisches Wasser in den Krankensaal gebracht hatte.

Raum hatte ich mich gefest, als mich ein drückendes Gefühl von Müdigkeit überfiel. Vergessens kämpfte ich dagegen an — ich schlief ein.

Ich erwachte erst, als Doktor Fuller neben mir stand und mich am Arm rüttelte. — „So wachen Sie, Schwester Jazille,“ rief er barsch, „Sie schlafen ja wie ein Stein!“

Verwirrt schlug ich die Augen auf, und mein erster Blick traf das Bett Nummer zwanzig, das leer war.

„Wir müssen eine Aufklärung von Ihnen bekommen, Schwester,“ fuhr der Doktor fort. „Seute Nacht ist in der Hospitalstaske ein großer Diebstahl verübt worden, und gleichzeitig finden wir Sie schlafend und die Patientin von Nummer zwanzig verschwinden.“

Es begann zu dämmern in meinem Hirt, und ich rief aus: „Das Wasser!“

„Was für Wasser?“ fragte der Arzt. Nun erklärte ich die Geschichte mit dem Glase Wasser, so gut ich es in meiner Verwirrung vermochte.

„Aha!“ sagte er da. „Mrs. Thomas hat mit Spitzbuben in Verbindung gestanden, die gleichzeitig auch die Kassee plünderten und ihre eingesperrte Gefährtin befreiten.“

Bald las ich von dem Einbruch in einer Zeitung. Da stand unter anderem: „Leider ist eine von Europas bestorganisirten Diebesbanden den Händen der Polizei entkühlte. Es hing an einem Haar, daß einer der besten Detektive der Stadt die berühmte Mrs. Thomas gefangen hätte. Lange schon hatte er die elegante Dame beobachtet und gesehen, wie sie in einem Juwelierladen die Hand in die Tasche einer Dame gleiten ließ. Doch in dem Moment, da er sie ergreifen wollte, wurde er von einigen eleganten Herren umdrängt und daran verhindert. Als er dem Gebränge entkam, war die Dame verschwunden.“

Dann glaubte er sie im Viktoria-Hotel aufgespürt zu haben, aber als er sich an den Wirth wandte, erfuhr er, daß keine Dame mit dem feiner Beschreibung entsprechenden Neuzern im Hotel wohnte. Mrs. Thomas hatte ebensoviele Verkleidungen wie Trachten, und verstand sich unternichtlich zu machen.

Als sie jedoch erfuhr, daß sie beunruhigt werde, arrangirte sie diese kleine Wahnwitzszene, um dem Hotel zu entkühlten.

Den Rest konnte ich. Ich hatte ihr ja selbst die Botschaft von ihren Mitgeschickten gebracht.

In der Dämmerung, als ich meine Freistunde hatte, nahm ich den Hundertkronechein mit mir, ließ ihn in der nächsten Kirche in die Armenbüchse gleiten und that einen Seufzer der Erleichterung.

Frau Luddick als Köchin.

Wie in alten Zeiten für die Goldgräber gefocht wurde. Von K u f u s.

Vom Leben und Treiben der Goldgräber in den alten Zeiten Californiens ist genug und übergenug berichtet worden, alle Phasen desselben sind nach allen Seiten hin beleuchtet worden, nur davon, wie die Leute damals aßen und tranken und wie für sie geachtet wurde, habe ich im Allgemeinen nicht viel gehört — vielleicht darum, weil davon nur wenig Gutes zu sagen war. Frauen waren in diesen Zeiten etwas Seltenes in den Goldgräberlagern, und die Männer, wenn sie keine professionelle Köche sind, verstehen von solchen Dingen nur wenig.

Professionelle französische Köche aber pflegten nicht nach den Mining-Camps zu gehen.

Interessant dürfte es daher sein, zu hören, was mir die gute Frau Luddick von ihren Erfahrungen als Köchin in einem solchen Mining-Camp erzählt hat. Sie war im Frühjahr 1852 auf dem Unglückschiff „Independence“ nach Californien gekommen, eine hübsche, starke, energische junge Frau von etwa zwanzigjährig Jahren. Mit ihrem Manne hatte sie sich einer Gesellschaft von jungen Leuten von Indiana angeschlossen, die von dort nach Californien ausgewandert — mehr des Abenteuerlichen wegen, als um des Geschäfts willen. Nur wenige derselben blieben in Californien, die meisten kehrten bald zurück, als sie nicht gleich Erfolg hier hatten, von denen aber, welche hier geblieben sind, haben einige es zu Reichtum gebracht.

Die Gesellschaft ging nach Georgetown — zunächst ohne weitere bestimmte Pläne für die Zukunft. Warum sie gerade Georgetown gewählt hatten, vermag ich nicht zu sagen. Unterwegs schon hatte Frau Luddick ihre Pläne gemacht. Wie sie so auf der „Independence“ zusammengepackt hausten und mit dem Vieh, das auf dem Schiffe war, um die Wette hungerten, da ging es ihr wie eine Offenbarung auf, daß für diese Leute eine Köchin die Hauptfache sei, die ihnen irgend etwas wirklich Eßbares zubereitete, denn so was gab es auf dem Schiffe thatächlich nicht. Und darin hatte sie sich nicht geirrt — eine gute Köchin, oder auch eine schlechte, wenn es nicht anders ging, war damals für die Goldgräber-Lager eine Person, die mit Gold nicht ausgewogen werden konnte.

Nun — eine gute Köchin war Frau Luddick gerade nicht, das hätten ihr ihre besten Freunde und ihre schlimmsten Feinde nicht nachsagen können — aber sie war eine Köchin. Sobald sie nach Georgetown kamen, wurden ihr sofort von den Kosthausmiethern die verlockendsten Anträge gemacht. Einer derselben war ein Mann aus Indiana, und natürlich wurde derselbe mit ihrer Zusage beglückt — er beabsichtigte, ein Kosthaus in dem weiten oder en im Gebirge gelegenen Mamalute Hill einzurichten. Das dauerte aber noch mindestens vier Wochen, und Frau Luddick war eine viel zu thätige Frau, um so lange Ferien haben zu wollen. Sie nahm also für einstweilen die Stellung einer Köchin im zweiten Hotel in Georgetown an, welches ein junger Neu-Engländer mit seiner ebenso jungen Frau hielt. Der Mann ist später ein hervorragender Mann im Staate geworden. Damals aber war er nur Hotelwirth, und zwar in einem Miningtown-Hotel, das im Ganzen nur fünf Zimmer hatte, wobei das Schanzzimmer und die Küche mitzählten.

Was Frau Luddick hier zu sehen bekam, ging ihr, wie man zu sagen pflegt, über die Hutchnur. Sie war eine Südländerin, wenn auch in Indiana aufgewachsen, und hatte alle die Ideen und Gemüthsheiten des reichen und gemächlichen Lebens der Südländer mit nach Californien gebracht. Ihr Vater war ein reicher Farmer im südlichen Theile des Hooper-Staates gewesen, da standen schöne Gebäude, wenn auch von innerem Comfort nur wenig darin zu sehen war, denn von

dem Comfort der Wohnungen in den Neu-England-Staaten hatte man da unten keine Idee. Aber richtig zu essen und zu trinken hatte man dort, und das Vieh war rund und fett, denn die Weiden waren üppig, von der Oekonomie und Sparfamkeit des Nordens mußte man da unten nichts wissen. Und die Mädchen lebten so, wie es die Verhältnisse gerade mit sich brachten. Viel gelernt wurde nicht, weder in den Schulen, noch in der Wirtschaft. Wenn sie heiratheten, dann verstanden sie von Hauswirtschaft nicht viel mehr als die Kunst, ein Stück Fleisch in Schweineschmalz zu braten. Erst nach und nach und unter vielen Thränen hatte die junge Frau Luddick unter der Leitung ihres praktischen Mannes ein wenig mehr gelernt und bildete sich ein, eine recht gute Hauswirthin zu sein — sie hatte gelernt, Kraut zu kochen, was sie in ihrem Vaterhause nie gethan hatte, und verstand auch sonst noch, einige Speisen zuzubereiten. Kein Wunder, daß sie sich für kompetent hielt, der Küche des zweiten Hotels in Georgetown mit Würde vorzustehen.

Am ersten Abend kam ihr neuer Dienstherr an ihre Kammerthür, mit zwei Pistolen in den Händen.

„Erschreden Sie nicht,“ sagte er zu ihr, „es geht nicht an's Leben. Aber ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie sich nicht ängstigen sollen, wenn Sie in der Nacht hier ein wenig Schieberei hören; es hat nichts zu bedeuten. Die Ratten sind hier so dicht gefast, daß ich Abends, wenn sie aus ihren Löchern kommen, unter ihnen etwas aufräumen muß — das geht hier nicht anders. Und richtig — die Schieberei dauerte ein paar Stunden lang, und am Morgen wurde die Jagdbeute hinausgeführt und verscharrt.“

Der Vorgänger der Frau Luddick war ein Kanake gewesen, der hatte die Eigenthümlichkeit gehabt, daß er a lldie Küchen-Menschen jeden Abend in langer Reihe auf dem Fußboden der Küche aufgestellt hatte, die Seitenbretter schienen ihm aus irgend welcher Ursache, doch nicht geeignet zu sein. Er zeigte der jungen Frau, was da war — viel wurs allerdings nicht. In zwei Reihen, die in rechtem Winkel zu einander standen, war es arangirt.

Am nächsten Morgen sollte die Schieberei losgehen — die Hausfrau kam in die Küche und fragte die neue Köchin, ob sie irgend welche neue Ideen mitgebracht habe, denn sollte sie damit herausrücken. Aber Frau Luddick hatte sicher keine solche Ideen — voll Verzweiflung hatte sie schon vorher nach eßbaren Dingen ausgeschaut, aber sie hatte davon so gut wie nichts entdecken können, außer ein Fraß mit Bohnen in der einen Ecke und ein Fraß mit chinesischem Jucker in der anderen Ecke der Küche. Das sah ziemlich trostlos aus.

Na, schließlich fand sich noch Etwas, und die Hausherrin sagte, sie solle Rindfleisch kochen, und Kartoffeln — und dann fand sie auch noch eine Quantität schredlicher Butter, und Chili-Pfeffer, die aber erst abgeschauert werden mußten, so schmutzig waren sie, und auch eine Quantität Zwiebeln. Das sollte die Mahlzeit für die Kostgänger sein — mehr gab's aber nicht. Und dazu sollte Frau Luddick noch einen Brod-Pudding machen — so lautete die Ordre für den ersten Tag.

Alles dies war recht gut — nur mit dem Brod-Pudding hatte es seinen Haden, von solch einem Pudding hatte Frau Luddick in Indiana nie etwas gehört. Puddings hatte es bei ihnen zu Hause überhaupt nie gegeben, das war als eine Neu-England-Mode betrachtet worden, und mit denen wollte man da unten in Indiana nichts zu thun haben.

Die Hausfrau kam später in die Küche und fragte nach dem Pudding — Frau Luddick mußte gestehen, daß sie ihn noch nicht angefangen habe. „Na, dann will ich ihn machen,“ sagte die Hausfrau, und nun nahm sie ein paar Laibe alten Brotes und ein bißchen Mehl und weichte das in warmem Wasser auf und that ein paar Hände voll getrocknete Korinthen daran und ein wenig Gewürz, that das Ganze in einen Mehlbad und warf es in einen großen Topf mit tochenem Wasser — jetzt hatte Frau Luddick gelernt, wie man neuenglischen Brod-Pudding machte. Das Zeug schmeckte den Kostgängern, verwöhnt waren sie nicht, und Frau Luddick war froh, daß sie ohne Blamage diese Gefächte überstanden hatte.

Nun kam die Zeit, wo sie ihre Stelle im Mamalute Hotel antreten sollte. Sie hatte in der einen Woche in Georgetown mehr gelernt, als vorher in ihrem ganzen Leben, wenigstens was das Kochen für ein Mining-Camp anbelangt; auch besonders hatte sie zu ihrem Entsetzen begreifen müssen, daß man unter Umständen sozusagen aus Nichts Etwas machen muß und auch machen kann — das war eine Armeiligkeit, wie sie eine solche vorher für unmöglich gehalten hatte, und von der sparsamen Art der Neu-Engländer, die sogar die alten Kartoffeln wieder aufwärmen und allerlei ganz schmackhafte Speisen daraus zu machen verstanden, von dem Brod-Pudding aus

vertrocknetem Brod und noch vertrockneten Korinthen gar nicht zu reden, empfand sie ein heimliches Grauen.

Aber wie gesagt, sie hatte dabei etwas gelernt, und das verwertete sie mit Verstand und Geschick in dem „Hotel“ von Mamalute Hill — ihre Kostgänger waren ganz zufrieden mit dem, was sie ihnen vorsetzte, und das war sdoch schließlich die Hauptfache. Nur einmal kam sie ins Gebränge — da war einer von den Leuten krank geworden und konnte die gewöhnliche Kost nicht mehr essen, und seine Freunde und „Partner“ verlangten von ihr, daß sie dem Kranken eine Suppe machen sollte. Ja, das war nun auch wieder so eine Neu-England-Erfindung; eine Suppe hatte sie noch nicht gekocht. Sie fott einen Kofstopp mit Wasser ab und gab den Männern das Wasser für den Kranken, aber der behauptete, das wäre keine Suppe — schließlich wurde eine Suppe zusammengebraut, sie war aber auch danach. Aber der Kranke ist doch schließlich wieder gesund geworden, trotz der Suppe.

Und trotz alledem und alledem wurde Frau Luddick als gute Köchin verehrt, denn sie war eine junge hübsche Frau und stets freundlich und gut gegen Alle, und ihr Mann arbeitete mit Erfolg in den Minen. Und da sie jeden Monat ein Salär von hundert Dollars erhielt, und auch ihr Mann gut verdiente, so brachte sie es bald zu einigem Vermögen. Da kam ein Zug mit Einwanderern über die Berge, dabei waren vier Frauen. Die ganze Gesellschaft blieb in Mamalute und die Frauen halfen Frau Luddick in der Küche, denn jetzt gab es viel Arbeit. Die Frauen lehrten unsere Köchin alles, was sie noch nicht wußte, von den Küchengemüthen. Jetzt fingens goldene Tage für die Kostgänger an. Frau Luddick aber und ihr Mann hatten bald genug verdient und zogen von dort nach San Francisco. Sie waren nochhabende Leute geworden und hatten hier bald ein gutes Geschäft — später aber sind sie in behäbigem Wohlstand nach der alten Heimath in Indiana zurückgekehrt.

Von einer interessant n Pavianjagd.

die er in Südwest-Afrika mitmachte, erzählt ein gelegentlicher Korrespondent einer englischen Zeitung. „Ich jagte mit mehreren holländischen Farmern zusammen. Wir befanden uns am Fuß eines mit Unterholz dicht bewachsenen Kopjes, in welchem eine Menae Paviane waren. Wir hatten uns weit vertheilt, und zwischen uns ainea die Kaffern, die wir als Treiber benutzten. In der Nacht hatten wir begonnen, vorzugeben, und als das Tageslicht anbrach, gingen wir an, uns nach der Spitze zu näher zusammen zu ziehen. Plötzlich begann die wilde Raad. Eine Menae Paviane sprangen von allen Seiten heran und suchten durch unsere Reihen durchzubrechen, denn wir waren nur sieben Schützen und noch ziemlich weit von der Spitze der Anhöhe entfernt. Das erste Thier, welches ich zur Strecke brachte, schloß mir ein eigenthümliches Gefühl ein. Als ich den verendeten Affen aufhob, war es mir, als hätte ich einen Menschen gefochsen. Es waren riesige Paviane und sie sahen den Menschen gar zu ähnlich. Das Schlimmste aber waren die Schreie, die sie ausstießen, und die wirklich ganz an Klagerufe von Menschen erinnerten. Auch ihre Bewegungen, wenn sie getroffen wurden, und die Arme hoch in die Höhe hoben, waren fürchterlich. Als wir nach dem Treiben wieder zusammenkamen, stellten wir fest, daß wir über dreißig Paviane zur Strecke gebracht hatten, sieben davon kamen auf mein Konto. Die Buren schossen insofern ant, als sie die Entfernung famos tarirten, aber sie feuerten wild drauf los, ohne orientlich zu zielen; und dann war die Raad außerordentlich gefährlich, weil sie nach allen Richtungen hin schossen, ohne zu fragen, ob nicht jemand sich in ihrer Schußlinie befand. Besonders auf die armen Kaffern nahmen sie keine Rücksicht.“

Beiraite „Pose“.

„Herr Doktor, darf ich Ihnen zwei Worte sagen?“

„Im Augenblick, mein Herr, wollen Sie ein wenig warten.“

„Aber es dauert nur.“

„Ich werde Sie sofort empfangen, mein Herr, bitte nehmen Sie einsteuilen Platz.“

Der Doktor geht majestätischen Schrittes ins Sprechzimmer und läßt den Besucher im Wartezimmer allein. Dieser hubirt in aller Ruhe die Bilder an den Wänden, liest zwei der auflegenden Journale vom Anfang bis zum Ende, spielt mit dem Hunde des Doktors, zählt alle Rosen auf der Tapete und macht schließlich ein Schlächchen von einer guten halben Stunde. Plötzlich wird die Thür zum Sprechzimmer heftig aufgeschrien:

„Bitte, mein Herr, Ihre Nummer; was kann ich für Sie thun?“

„D, nichts, mein Herr; ich wollte Ihnen nur sagen, daß die drei Kühe des Nachbarn in Ihren Garten eingebrunnen sind und unter dem jungen Salal eine äugellose Schwelgerei halten.“

Scharfbild.

Feldwebel: „Reservist Huber, nur nicht so ängstlich sein. Sie sind wohl in Civil Gemann?“

„Sieh nur, Papa, wie diese Gans auf der Wiese dort gerade an den Orakelblumen herumputzt! Kann denn eine Gans auch verliebt sein?“

Bater: „Das wirst Du doch am Besten wissen!“

Gegenbeweis.

„Meine Mutter hat doch unrecht gehabt, als sie immer meinte, bei meinem Jähzorn kriegt' ich einmal keine Frau; jetzt bin ich noch nicht einmal dreißig Jahre alt und habe schon die dritte!“

Aus der Schule.

„Was? Ihr kleinen Kerls wißt nicht, was aus dem Korn Gemacht wird? Na, was trägt Du denn Deinem Vater alle Tage zum Besper hin?“

„Kornknaps!“

Dem Bäcker - Toni sein Glück. „I heilath.“

„No, machst D' a Glüd?“

„D ja, sie hat vier Häuser.“

„Was, vier Häuser hat P?“

„Ja, vier Häuser — wo sie waschen hingeh.“

Einfach.

A. (entseht): „Mensch, in Deinen Papieren und Rechnungen herrscht ja eine heillose Unordnung; Du mußt doch gar nicht wissen, was Du bezahlt hast und was nicht!“

B. (junger Geschäftsmann): „D doch; bezahlt habe ich noch nichts!“

Thut nichts.

Erenissimus: „Was macht Ihr Herr Gemahl, liebe Gräfin?“

Adjutant (ihm zulüsternd): „Ist ja schon todt, Durchlaucht!“

Erenissimus (fortfahrend): „Par-don! Wollte natürlich fragen: Was macht Ihr seliger Herr Gemahl?“

Ein Vorleser zur Güte. Gerichtsvollzieher: „Sie haben wirklich gar nichts Pfändbares?“

Zahnarzt: „Nein; aber ich will Ihnen ganz gern einen Zahn ziehen, die drei Mark können Sie dann Ihrem Auftragegeber abliefern!“

Erklärt.

„Ich finde, der Rath und die Rätthin haben sehr gute Erziehungsgrundsätze — zum Beispiel streiten sie nie vor den Kindern, sondern schicken sie immer zuerst fort.“

„Jetzt weiß ich, weshalb ihre Kinder den ganzen Tag auf der Straße sind.“

Anzufrieden.

Gatte: „Ich habe Dir nun ein neues Kleid, einen neuen Hut und einen Brillantschmuck gekauft, jetzt bist Du hoffentlich zufriedener?“

Gattin: „Ach, liebes Männchen, nun wird es Dir auf die reizende Villa, die uns gestern zum Kaufe angeboten wurde, auch nicht mehr ankommen!“

Eine Abnungsthe.

Student (zum Kommilitonen): „Nun, Spund, hat Dir denn die Frau ohne Mißtrauen zu legen, das Zimmer abgeben?“

Spund: „Ohne Zaudern! Aber, offen gesagt, die hat noch an keinen Studenten vermietet; sie sagte: „Der Miethspreis beträgt dreißig Mark monatlich mit Kaffee früh Morgens!“

Eine Auffassung.

„Ich mache meine Sache zur meinen,“ sagte der Gauner — da zwickte er im Gebränge einem Zuschauer die goldene Uhrlette ab.

Ein guter Kerl.

„Den Hausschlüssel wollen Sie Ihrer Alten einmal mit in's Grab geben?“

„Ja, sonst hätte sie keine Ruhe.“

Englische Behandlung.

„Wie ist es dem Jörg mit seinem Weinprozeß ergangen?“

„Seinen Weingen besser als ihm!“

„Wieso denn?“

„Ihn hat man festgenommen und seine Weine laufen lassen!“

Geschmeichelt.

„Warum ist denn der Huber Toni so stolz worden, seit er in der Stadt war?“

„Weil in der Schwurgerichtsbehandlung der Staatsanwalt „Herr Angeklagter“ zu ihm gesagt hat!“

Ländliche Anshauung.

Girtal: „Es ist aber auch wirklich kein Wunder, wenn mit dem Aut'n so viel Unglück geschieht; an' jeb'n Kuffcher, den i' heb', fehlt's in die Aug'n, a' jeder tragt' icho' a' Brill'n!“

Boshaft.

„... Euer Venchen scheint mir nicht mehr so ähnlich zu sehen wie früher?“

„Du hast recht, Tantchen! Mein Mann meinte auch gestern, es würde sich mit den Jahren verlieren!“